

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 9 (1919)  
**Heft:** 41  
  
**Artikel:** Renate [Schluss]  
**Autor:** Storm, Theodor  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-644047>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 41, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

11. Oktober 1919

## Das Leid der Kinderlosen.

Von Elisabeth Wider. \*)

Nichts stört des Stübchens Stille,  
Kein lallend süßer Laut,  
Und keine frohen Spiele  
Mein Auge je erschaut.

Kein Liebstes kommt mich herzen  
Und sieht mich an so hell  
Und träufelt in die Schmerzen  
Mir seinen Unschuldquell.

Kein Tüchlein darf ich decken  
Des Nachts auf zarten Leib,  
Seh' keine Hermchen strecken  
Und bitten: „Mutter, bleib!“

Wohl hab' ich meinen Schlummer  
Und ungestörte Ruh' . . .  
Doch um den Traum rankt Kummer  
Und Sehnsucht immerzu.

Und drückend wird die Stille  
Und reißend auch mein Schmerz . . .  
Und ew'ge Qual mein Wille  
Nach einem Kinderherz.

\*) Aus „Seelentriebe“, Gedichte. Weinfelden Schweizer-Heimatkunst-Verlag. Geb. Fr. 4.—. Das Büchlein ist das Dokument eines poetisch fühlenden Frauengemütes; die Gedichte wirken am stärksten, die wie das oben abgedruckte schlicht und ungekünstelt eine starke ursprüngliche Empfindung aussprechen.

## Renate.

Von Theodor Storm.

(Schluß.)

Soweit die Handschrift.

Aber der Zufall, der uns vergönnt hat, das Bahrtuch über einem verschollenen Menschenleben aufzuheben, lüpfte es noch einmal; wenn auch weniger, als manche, die dies lesen, wünschen mögen.

Die zu Anfang der Erzählung erwähnte Schatulle auf dem Boden unseres alten Erbhauses ward eine tönende Vergangenheit, sobald man Mut und Geduld hatte, den Staub in ihrem Innern aufzuregen. Ich hatte das nicht immer. Aber ein paar Jahre nach dem Tode unserer Handschrift, an einem herbstlichen Sonntagnachmittage, sah ich doch wieder einmal vor ihren eingeklemmten Schubfächern und zog, oft mühsam, eines um das andere auf. Papiere über Papiere; und fast überall jene anheimelnde leserliche Schrift des vorigen Jahrhunderts. Von vielen Päckchen hatte ich schon die Bindfäden aufgelöst und sie, nachdem ich dies und das darin gelesen, wiederum zu ihrer Ruh' gelegt.

Da kam ich an eines, welches allerlei Papiere über die Erbschaft eines alten Predigers in Ostenfeld enthielt; ein Bruder meines Urgroßvaters, wie ich aus beiliegenden, an ihn gerichteten Briefen sah, hatte sich dieser Angelegenheit für eine in Husum wohnende Predigerwitwe angenommen. Und bald nahm ein ungewöhnlich langes Schreiben, datiert von 1778 aus einem ostfrieswigschen Dorfe und unterschrieben „Jensen, past.“, meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; denn es war augenscheinlich der Begleitbrief, mit dem einst das Manuskript des Pastors Josias, allerdings sub. pet. rem., an meinen Urgroßonkel überandt war.

Die ersten Seiten beschäftigten sich unter Beifügung eines sauber ausgeführten Stammbaumes nur mit den Erbverhältnissen jenes Ostenfelder Pastors; wie bald ersichtlich, des Veters unseres Josias, in dessen Hause er das Gedächtnis seines Jugendlebens nieder schrieb. Dann aber hieß es weiter:

Unseres von dir erwähnten Schülerbesuchs bei meinen Junggesellen-Onkeln in dem Ostfelder Pastorate entsinne ich mich gar wohl; und daß du den Onkel Josias in so warmer Affektion behalten, hat mir insonders wohlgetan; die Fragen aber, die du über ihn gestellet, wirst du in dessen hier angegeschlossener eigener Handschrift insgesamt beantwortet finden.

In Wahrheit, es waren zwei recht verschiedene Menschen, der Herr Josias mit seinem Johanneskopfe und der derbe aufbrauende pastor loci. Oftmals in meiner eigenen Amtstätigkeit habe ich des ersten Sonntags dort gedenken müssen; du kamst erst des Abends zu uns, ich aber saß schon vormittags an Onkel Josias' Seite in der Kirche. Noch sehe ich unter den Abendmahlsgästen die leidtragenden Frauen vor dem Altare, welche nach damaliger Sitte bis über das Kinn in schwarze Decken eingehüllt waren; und wie der Onkel Pastor der einen mit den durch die ganze Kirche hin vernehmlichen Worten „Weg, weg damit!“ die Decken voll Ungeduld zur Seite riß, indes er mit der anderen Hand den Kelch emporhielt. Onkel Josias aber schüttelte still den Kopf und lehnte mit einem Lächeln sich in seinen Stuhl zurück. Gleichwohl, wie ich später beobachtet, da ich den letzten Sommer vor dem großen Examen dort meine Repetitionen machte, lebten die beiden Verwandten in guter Eintracht miteinander. Beide waren Männer, die, wie man sagt, das Ihrige gelernt hatten und dies nicht in Vergeßlichkeit geraten lassen wollten. Sie unterhielten sich oft über gelehrte Gegenstände und disputierten dann, auch wohl lateinisch, miteinander.

In einem Punkte aber stimmten sie völlig überein; sie beide glaubten noch an Teufelsbündnisse und an schwarze Kunst und erachteten solch törichten Wahn für einen notwendigen Teil des orthodoxen Christenglaubens. Der Ostfelder Pastor tat dies im zornigen Bewußtsein eines wohlgerüsteten Kämpfers, der Onkel Josias dagegen, zu dessen zarter Gemütsbeschaffenheit dieser wilde Glaube gar übel paßte, schien selbigen mir gleich einer Last zu tragen. Deshalb suchte ich oft, wenn wir alleine waren, mit Gründen aus der Heiligen Schrift wie aus der menschlichen Vernunft ihm solches auszuweisen; allein mit allem seinem Scharfsinn, wenngleich als wie in schmerzlicher Ergebung, verteidigte er die gottlose Macht des Erzfeindes.

Als der Sommer zu Ende ging, wurde für seine Gesundheit die strengste Vorsicht nötig; er durfte Sonntags die Kirche nicht mehr besuchen, kaum noch das Haus verlassen; aber seine milde Freundlichkeit und seine, ich möchte sagen, schwermuttsvolle Heiterkeit blieben sich auch dann noch gleich.

Da war es kurz vor meiner Abreise an einem Morgen im Oktober; der erste Reif war gefallen und eine frische Klarheit durch die Luft verbreitet. Ich wandelte im Garten auf und ab und sah dabei bisweilen in die Zeitung, welche der Stadtbote mir soeben durch den Zaun gereicht hatte. Als ich nun las, daß der einst vielberühmte, aber seit lange seines Amtes wegen Simonie entsekte Petrus Goldschmidt als ein Schenkenwirt bei Hamburg das Zeitliche gesegnet habe, eilte ich ins Haus und dachte, nicht ohne eine kleine Schadenfreude, solches dem Onkel Josias zu verkünden.

Als ich zu ihm eintrat, war mir, als sei auch in dieses sonst etwas dunkle Zimmer der schöne lichte Morgen eingedrungen; denn trotz des brennenden Ofenfeuers standen beide Fensterflügel offen, und der Schall von den benachbarten Dreschenn und von hellen Kinderstimmen hatte freien Eingang.

Aber zu meiner beabsichtigten Mitteilung kam ich nicht.

Freierlich, mit strahlendem Antlitz, trat Herr Josias mir entgegen. „Mein Andreas,“ rief er, „wir werden fürder nicht mehr disputieren; ich weiß es ist in diesem Augenblick der Teufel ist nur ein im Abgrund liegender unmächtiger Geist!“

Indes ich vor Erstaunen schier verstummte, gewahrte ich das Buch des Thomasius von dem Laster der Zauberei auf seinem Tische aufgeschlagen. Ich hatte es nach unserer letzten Disputation dort heimlich hingelegt und frug nun, ob ihm daraus die heilvolle Erkenntnis zugekommen.

Aber Herr Josias schüttelte den Kopf. „Nein,“ sprach er, nicht aus jenem guten Buche; es hat das Licht sich plötzlich in mein Herz ergossen. Ich denke so, Andreas: die Schatten des Todes wachsen immer höher; da will der Allbarmherzige die anderen Schatten von mir nehmen.“

Seine Augen leuchteten wie in überirdischer Verklärung; er wandte sich gegen das Licht und breitete die Arme aus. „O Gott der Gnaden,“ rief er, „aus meiner Jugend tritt ein Engel auf mich zu; verwirf mich nicht ob meiner finsternen Schuld!“

Ich wollte ihn stützen, denn er wurde totenbleich, und mir war, als sähe ich ihn wanken; er aber lächelte und sprach: „Ich bin nicht schwach in diesem Augenblick.“

Dann ging er an seinen Schrank und reichte mir daraus daselbe Manuscriptum, welches du mit diesem Brief empfängst.

„Nimm es, mein Andreas,“ sagte er, „und bewahre es zu meinem Gedächtnis; ich bedarf desselbigen nun nicht mehr.“

— — Kurz darauf reiste ich ab; und was nun folget, hat mir erst lange nachher der Sohn des dortigen Rüstlers erzählt, welcher einige Jahre hier im Dorfe Lehrer war.

Noch in dem Monat meiner Abreise nämlich verbreitete sich das Gerücht im Dorfe; wenn Sonntags alles in der Kirche und die Straßen leer seien, so stehe ein fahlgraues Pferd, desgleichen man sonst in der Gemeinde nicht gesehen, vor der Pforte des Pastorates angebunden; und bald danach: es komme von Süden her ein Weib über die Heide geritten, die binde ihr Pferd an den Mauerring und kehre im Pastorate ein; wenn aber der Pastor und der Strom der Gemeinde aus der Kirche heimkomme, dann sei sie jedesmal schon wieder fortgeritten.

Daß dieses Weib den Herrn Josias besuche, war uns schwer zu erraten; denn um solche Stunde weilte niemand außer ihm im Hause. Dabei aber ereignete sich gar Sonderliches; denn obschon sie unzweifelhaft schon in älteren Jahren gestanden, so ist doch von etlichen, welche sie gesehen haben, dawider gestritten und behauptet worden, daß sie noch jung, von anderen, daß sie auch schön gewesen sei; wenn man aber des Näheren nachgefragt, so hatten sie nichts wahrgenommen als zwei dunkle Augen, aus denen das Weib sie im Vorüberreiten angeblicket.

Im ganzen Dorfe ist nur ein einziger gewesen, der von diesen Dingen nichts erfahren hat, und zwar der Pastor selber; denn alle haben des Mannes aufflammende Heftigkeit gefürchtet, und alle haben den Onkel Josias liebgehabt.

Aber eines Sonntages, da es wieder Frühling worden und die Beilchen in den Gärten schon geblühet haben, ist die Heidefrau auch wieder dagewesen; und auch diesmal, da der Pastor aus der Kirche heimgekommen, hat er weder sie noch ihren Gaul gesehen; es ist wie immer alles still und einsam gewesen, da er seinen Hof und dann sein Haus betreten hat. Und da er, wie er iho nach der Kirche pflegte, in seines Verwandten Zimmer ging, war es auch dort sehr still. Die Fenster standen offen, so daß von draußen aus dem Garten die Frühlingsdüfte den ganzen Raum erfüllten hatten, und der Eintretende sah Herrn Josias in seinem großen Lehnstuhl sitzen; doch, was ihn wundernahm, ein kleiner Vogel saß furchtlos auf einer seiner Hände, die er vor sich auf dem Schoß gefaltet hatte. Aber der Vogel flog fort und in die freie Himmelsluft hinaus, als der Pastor icht mit seinem schweren Schritt herankam und sich über den Lehnstuhl beugte.

Herr Josias saß noch immer unbeweglich, und sein Angesicht war voller Frieden; nur war derselbe nicht von dieser Welt.

— Nun aber hat es bald ein laut Gerücht im Dorf gegeben, und auch dem Onkel Pastor haben alle es erzählt, von denen er es hat hören wollen; man wisse nun, die Hexe von Schwabstedte sei es gewesen, die auf ihrem Roß all Sonntags in das Dorf gekommen; ja derer etliche hatten sichere Kunde, daß sie unter Vorspiegelung trügerischer Heilkunst, dem armen Herrn Josias das Leben abgewonnen habe.

Wir aber, wenn du alles nun gelesen, du und ich, wir wir wissen besser, wer sie war, die seinen letzten Hauch ihm von den Lippen nahm.

## Die Weinlese bei Leberecht Hühnchen.

Von Heinrich Seidel.

Anmerkung. Leberecht Hühnchen ist ein kleiner Beamter in sehr bescheidenen Verhältnissen. Er hat ein ganz kleines Häuschen in Steglitz, einer Berliner Vorstadt. Aber er lebt glücklich, sehr glücklich, trotz aller Beengtheit. Denn er ist ein Lebenskünstler, wie ihn nur ein phantasievoller Dichter erfinden kann. Heinrich Seidel ist dieser Dichter. Ein ganzes langes Buch hat er über Leberecht Hühnchen geschrieben. Ein ergötzliches und lehrreiches Buch. Ein Jahrzehnt lang zum mindesten war es das köstlichste Buch, das deutsche Humoristen geschrieben. Wer sich heute nach guten deutschen Büchern umsieht, der greife fröhlich nach „Leberecht Hühnchen“.

Am Ende des Septembers erhielt ich von meinem Freunde Leberecht Hühnchen einen Brief folgenden Inhalts:

Steglitz, den 28. September 1881.  
Villa Hühnchen.

Herr und Frau Hühnchen geben sich die Ehre, Sie zum Sonntag, den 2. Oktober, nachmittags 5 Uhr, zur Weinlese einzuladen.

### Programm.

1. Begrüßung der Gäste.
2. Besichtigung der Gartenanlagen und der Menagerie.
3. Eröffnung der Weinlese durch einen Völlerschuß.
4. Weinlese und Rußpflücken.
5. Festzug der Winzer.
6. Feuerwerk.
7. Festessen.
8. Musikalische Abendunterhaltung und Tanz.

Daß ich zusagte, war selbstverständlich. Außer mir war nur noch ein Gast geladen, nämlich eine würdevolle ältere Dame, die die Giebelstube gemietet hatte und dort von den

Zinsen eines kleinen Vermögens und der Erinnerung an eine glanzvolle Jugend zehrte. Es war eine steife, anspruchsvolle Person, die, sobald man sich nicht genügend mit ihr beschäftigte, einen Dunst von Vernachlässigung und Kränkung um sich verbreitete.

„Sie hat bessere Zeiten gesehen“, flüsterte Hühnchen mir zu. „Sie stammt aus einer reichen Familie, die aber später verarmt ist. In ihrer Jugend hat sie von silbernen Tellern gespeist. Sie hätte sich fünfmal vorteilhaft verheiraten können — einmal sogar mit einem Grafen —, aber sie hat nicht gewollt. Sie hat schwere Schicksale erlitten und ist dadurch etwas muffig und säuerlich geworden, aber wir behandeln sie mit Schonung — natürlich —, wie du dir wohl denken kannst.“

Den Garten zeigte mir Hühnchen mit großem Stolz. Die Wasserkunst war fertig und erwies sich als ein kleiner, faden dünner Springbrunnen von fast einem Meter Höhe, der sein Gewässer in eine mit bunten Steinen ausgelegte Schale ergoß.

„Leider ist er ein wenig asthmatisch“, sagte Hühnchen, „denn sein Bassin ist nur klein und muß alle halbe Stunde gefüllt werden. Aber es sieht doch opulent und festlich aus.“

Am Weinstock waren in diesem Jahre fünfzehn Trauben gewachsen, und der Rußbaum trug einundzwanzig Früchte.

„Eigentlich sind es fünfundzwanzig gewesen“, sagte Hühnchen, „allein drei sind vorher abgefallen, und eine war auf unbegreifliche Art verschwunden. Aber noch am selben Abend, als Lore den Kindern, die schon im Bett lagen, gute Nacht sagte, fingen beide an, unermesslich zu schluchzen und gestanden unter vielen Tränen, wo die vermählte geblieben war. Hans hatte, getrieben vom Dämon der Genußsucht, sie unterschlagen und dann Frieda zur Teilnahme an dieser Untat verführt. Sie waren mit ihrem Raub auf den Boden gegangen und hatten ihn dort gemeinschaftlich verzehrt.“

Wir gelangten nun an den Birnbaum. „Hier ist eine schmachliche Täuschung zu verzeichnen“, sagte Hühnchen; „der frühere Besitzer hat sich als ein Lügenbold erwiesen, denn anstatt Bergamotten hat dieser Baum ganz gemeine Kräuterbirnen hervorgebracht. Den Kindern hat es jedoch viel Vergnügen bereitet, denn sie schätzen diese harmlose Frucht ungemein.“

Nach Besichtigung der Menagerie, in der die Säugtiere durch ein schwarzes Kaninchen, die Vogelwelt durch einen jungen Star ohne Schwanz und die Amphibien durch einen melancholischen Laubfrosch vertreten waren, führte mich Hühnchen in einen schattigen Winkel des kleinen Gärtchens, woselbst ein Hügel, aus Erde, Unkraut, halb vermodertem Strauchwerk, Laub und Küchenabfällen zusammengelegt, sich meinen Blicken zeigte.

„Diese Einrichtung bitte ich mit Ehrfurcht zu betrachten“, sagte er, „denn hier schlummert die Zukunft. Dies ist nämlich der Komposthaufen. Kraft und Milde, Süßigkeit und Würze liegen hier begraben, um in späteren Jahren glanzvoll zur Auferstehung zu gelangen und als köstliches Gemüse oder süße Frucht uns zu nähren und zu laben.“

Die Kinder kamen jetzt, jedes mit einem Körbchen und einer Schere ausgerüstet, aus dem Hause, und wir begaben uns in die Laube, woselbst auf dem Tische eine kleine Kinderkanone aus Messing bereits geladen und hartete. Hühnchen entzündete feierlich ein Stückchen Feuerschwamm, das an einem Stöckchen befestigt war, und feuerte mit großem Geschick diesen festlichen Völlerschuß ab. Er gab einen kleinen zimperlichen Knall von sich, und die Weinlese begann. Bei dem stürmischen Eifer der kleinen Winzer war sie in einer halben Minute beendet. Auch das festliche Rußpflücken nahm nicht mehr Zeit in Anspruch. Hühnchen nahm nun eine kleine Blechpfeife aus der Tasche, stellte sich an die Spitze seiner Nachkommenschaft und hielt einen feierlichen Umzug durch den Garten, wozu er einen herzbewegenden Marsch in einer